

Hans-Martin
Weiss

Was heißt es im Jahr 2007, sich auf Jesus Christus im Leben und Sterben zu verlassen?¹

Die christliche Religion ist bald 2000 Jahre alt. Durch diese vielen Jahrhunderte hindurch ist ungezählte Male erprobt und erfahren worden, was es heißt, sich auf Jesus aus Nazareth als den Christus im Leben und im Sterben zu verlassen. Es ist diese selbe Erfahrung freilich immer wieder neu und auch anders gemacht worden, je nach geschichtlichem bzw. kultargesellschaftlichem Kontext. Wie also sieht eigentlich die grundsätzliche Erfahrung, die Theorie und Praxis des Christusglaubens hierzulande im Jahr 2007 aus?

Diese Frage ist immer noch so tief und weit formuliert, dass eine Beschränkung auf drei ausgewählte Aspekte sinnvoll erscheint:

1. Wie steht es 2007 um den Christusglauben als Rechtfertigungsglauben?
2. Wie steht es in diesem Jahr um die Zukunftsausrichtung des christlichen Glaubens, also um die christliche Hoffnung?
3. Woran erinnert uns in diesem Zusammenhang Paul Gerhardt, dessen wir in diesem Jahr wegen seines 400. Geburtstages gedachten?

1. Sich auf Jesus als den Christus im Leben und im Sterben zu verlassen heißt grundsätzlich: das eigene Leben und Sterben mit dem Leben Jesu von Nazareth und mit seinem Tod zusammenzubringen. Sinn macht das nur, wenn dieser im Jahr 30 hingerichtete Jesus von mir ernsthaft als der Chris-

¹ Für tragende Gedanken und Passagen dieses am 9. Oktober 2007 bei der Theologischen Tagung des Martin-Luther-Bundes in Gallneukirchen von mir gehaltenen Vortrags danke ich ausdrücklich meinem Referenten, Herrn Pfarrer Prof. Dr. Werner Thiede: Er hat sich, wie auch die weiteren Anmerkungen zeigen, mit den hier berührten Themen bereits verschiedentlich wissenschaftlich und publizistisch befasst.

tus, als der eine Sohn Gottes, ja als Gott im trinitarischen Sinn geglaubt wird. Viele Menschen sehen heutzutage solchem Glauben den Boden entzogen, weil die Buchläden und auch die Fernsehprogramme voll sind von unsäglichen Jesus-Darstellungen, deren Anliegen es vor allem ist, Jesus als einen Menschen darzustellen, der mit dem kirchlichen Dogma nicht das Geringste zu tun hatte. Verheiratet soll er gewesen sein, Kinder soll er gezeugt haben, und am Kreuz soll er nur scheinot gewesen sein. Mit seiner Auferstehung, die ihn dem Neuen Testament zufolge als Gottessohn bestätigt hat, darf es dann schon gleich gar nichts auf sich haben: Seine Knochen will man gefunden haben. Kurioserweise will derselbe Forscher das Grab Jesu innerhalb nur weniger Jahre an zwei völlig verschiedenen Orten gefunden haben. All diese von Jesus so präsentierten „Bilder“ sind für seriöse Religionswissenschaftler und Theologen mehr oder weniger suspekt. Aber Millionen von Menschen sind in hohem Grad in ihrer Glaubensorientierung verunsichert. Viele flüchten sich in die Esoterik, ermuntert durch mehrere TV-Esoteriksender.² Für die Esoterik gilt Jesus freilich auch nicht als der eine Gottessohn im Sinn des kirchlichen Bekenntnisses. Kein Wunder, dass die Entkirchlichung unserer Gesellschaft fortschreitet! Kurz: Der Glaube an Jesus als den Christus hat es im Jahr 2007 hierzulande so schwer wie schon lange nicht mehr.

Und das bedeutet in der Konsequenz: Der neutestamentlich begründete Glaube, durch Jesus Christus vor Gott aus reiner Gnade gerechtfertigt zu sein und so seine bedingungslose Liebe erfahren zu dürfen, ist heutzutage alles andere als selbstverständlich in Kirche und Gesellschaft. Politisch spiegelt sich das m. E. in einem zunehmenden Ruf nach mehr „Eigenverantwortung“: Der Sozialabbau in unserer Gesellschaft ist offenkundiges Programm; das Bild vom Menschen als eines göttlich geliebten und beschenkten Wesens hat an Leuchtkraft stark eingebüßt. Aber lassen wir das Politische. Was mich besonders besorgt macht, ist der Umstand, dass sich der Rechtfertigungsglaube sogar innerhalb unserer evangelischen Kirche 2007 immer weniger von selbst versteht.

Dafür seien kurz ein paar Beispiele genannt. Der durch seine Bücher und Vorträge bekannt gewordene emeritierte Theologieprofessor Klaus-Peter Jörns argumentiert in seinem Buch „Notwendige Abschiede“³: Während sich Luthers Rechtfertigungsbotschaft noch ganz auf Paulus gestützt habe, gelte es bei der Begründung der Botschaft von Gottes unbedingter Liebe heute, hinter Paulus zu Jesus von Nazareth zurückzugehen. Paulus sei es nur

2 Dazu: Werner Thiede, *Theologie und Esoterik*, Leipzig 2007.

3 Klaus-Peter Jörns, *Notwendige Abschiede*, Gütersloh³2006.

um den Tod, nicht aber um das Leben Jesu gegangen. Wir indessen hätten zu lernen, dass Jesus die Liebe Gottes nicht als Gnade, sondern als um ihrer selbst willen gültig verstanden habe. Für diese Verkündigung sei er hingerichtet worden. Sein Tod sei jedoch in sich kein Heilsgeschehen gewesen. Gott habe diesen Tod weder gewollt noch gebraucht. Erst später sei der Sühnopfergedanke formuliert und auf das letzte Mahl Jesu übertragen worden. Heutzutage aber könnten wir dank exegetischer Arbeit klarer sagen, wie Jesu letztes Mahl ausgesehen habe. Daher müsse man das Abendmahl im Sinn von „Lebensgaben Gottes feiern“, wie Jörns' 2007 erschienenes Buch betitelt ist.⁴ Da Christi Tod hier nicht mehr als Heilstod verstanden ist, kann ich mich, würde ich Jörns folgen, nicht mehr im Leben und Sterben auf Jesus als den Christus verlassen, sondern allenfalls auf Jesus von Nazareth als genialen Propheten einer „natürlichen Theologie“ der Liebe Gottes. Das aber ermöglicht nicht mehr jene tiefe Glaubensgewissheit, wie sie in der lutherischen Tradition begründet ist.

Ein weiteres aktuelles Beispiel ist der Benediktiner-Pater und buddhistische Zen-Meister Willigis Jäger, um den 2007 im Deutschen Pfarrernblatt⁵ eine heftige Kontroverse entbrannt ist. Er vertritt eine „transkonfessionelle“ Perspektive: Ihm ist es gleich-gültig, ob Gott „nun Parusha, Brahma, Jahwe oder Allah heißt“. Daher meint er: „Alle Religionen sind Wege zur Erfahrung des Göttlichen, aber keine von ihnen kann behaupten, den einzigen Zugang zu ihm zu besitzen.“ Was sollte ihm da noch die Rechtfertigungslehre des Apostels Paulus bedeuten, von deren Wiederentdeckung und Zuspitzung durch Luther ganz zu schweigen? Willigis Jäger kritisiert konsequent am Protestantismus den Leitgedanken, das „Ich“ müsse vor Gott gerechtfertigt sein: „Aber das muss es gar nicht.“ Demgemäß braucht es auch keinen Erlöser, der als Gottes Sohn zwischen Gott und Mensch die Brücke schlägt. Vielmehr deutet Jäger den Begriff des „Sohnes Gottes“ pauschalisierend als eine „Bezeichnung für alle Menschen und alle Wesen“. Entsprechend bezieht Jäger die berühmten Paradoxien des Chalcedonense einfach auf den ganzen Kosmos – als sei das eine theologisch legitime Variante christlichen Glaubens! In Wahrheit wird durch diese „Umschaltung“ das altkirchliche Dogma von Chalcedon gerade ausgehebelt, seines Sinnes beraubt. Die biblischen Aussagen über Jesus als den Christus, über seinen Kreuzestod, über

4 Klaus-Peter Jörns, *Lebensgaben Gottes feiern. Abschied vom Sühneopfermahl: eine neue Liturgie*, Gütersloh 2007.

5 Vgl. Werner Thiede, Willigis Jägers spiritueller Monismus. Analysen zum Mystik-Verständnis eines umstrittenen Theologen und Zen-Meisters, in: *DtPfrbl* 3/2007, 152–154; dazu Leserbriefe in der Mai-, Juni- und August-Ausgabe.

seine Auferstehung als Anfang universaler Erlösung und als Grund des Geschenks der Rechtfertigung im Glauben an ihn werden von Jäger umgedeutet – wie das damit zusammenhängende Menschen-, Welt- und Gottesbild insgesamt! Seine Anhängerscharen stört das kaum; seine Bücher verkaufen sich ausgezeichnet. Und wenn ihm auch der Vatikan zu schweigen geboten hat, so hat ihm doch der evangelische Dekan in Würzburg die Tore für weitere Vortragstätigkeit aufgetan, und der evangelische Kirchentag 2007 hat ihn als Redner eingeladen. Mir macht das Sorgen.

In diesem Zusammenhang muss auch auf das Projekt der „Bibel in gerechter Sprache“ Bezug genommen werden. Es wurde am Reformationstag 2001 begonnen und am Reformationstag 2006 öffentlich präsentiert; aber es hat mit reformatorischer Theologie herzlich wenig zu tun.⁶ Nicht von ungefähr haben sich 2007 sowohl die Bischöfe der VELKD als auch der Rat der EKD von der „Bibel in gerechter Sprache“, die bereits ein Vierteljahr nach Erscheinen in dritter Auflage auf den Markt geworfen wurde, deutlich distanziert. Ist es doch unter anderem die Rechtfertigungsbotschaft, die in dieser umstrittenen Übersetzung ihrer Spitze beraubt wird! Dies geschieht zunächst dadurch, dass zentrale paulinische Texte, die für die reformatorische Position von besonderem Gewicht waren und sind, sprachlich holprig und unverdaulich formuliert werden. Als Beispiel sei aus Römer 3 zunächst nach der Lutherübersetzung zitiert: Sie „werden ohne Verdienst gerecht aus seiner Gnade durch die Erlösung, die durch Christus Jesus geschehen ist. Den hat Gott für den Glauben hingestellt als Sühne in seinem Blut ...“ In der neuen Übertragung klingt Paulus wie folgt: „Gerechtigkeit wird ihnen als Geschenk zugesprochen kraft der Zuwendung Gottes als Freikauf, der im Messias Jesus vollzogen wird. Ihn hat Gott als ein durch Vertrauen wirksam und wirklich werdendes Mittel der Gegenwart Gottes, als Ort, an dem Unrecht gesühnt wird, in seinem Blut öffentlich hingestellt ...“ Rein sprachlich ist dieser konstruierte Satz ein Ungetüm, mag er philologisch noch so korrekt übersetzt sein! – Gravierender aber ist der Umstand, dass der Rechtfertigungsgedanke, das zentrale Zeugnis von der Gerechtigkeit Gottes als reinem Gnadengeschenk, in der „Bibel in gerechter Sprache“ theologisch regelrecht vernebelt wird. Begründet wird dieser Angriff auf ein Kernstück reformatorischer Spiritualität mit der Berücksichtigung des jüdisch-christlichen Dialogs. Ob bei angemessenem Dialog-Verständnis die

6 Vgl. Jens Schröter/Ingolf U. Dalferth, *Bibel in gerechter Sprache? Kritik eines misslungenen Versuchs*, Tübingen 2007; Werner Thiede, *Die Bibel in selbstgerechter Sprache. Protestantische Kritik einer Übersetzung zwischen Ideologie und Spiritualität*, in: *Materialdienst der EZW* 7/2007, 243–256.

Einebnung wesentlicher Gehalte zu fordern oder überhaupt sinnvoll ist, muss demgegenüber gefragt werden. Römer 3,28 lautet in der „Bibel in gerechter Sprache“ folgendermaßen: „Nach reiflicher Überlegung kommen wir zu dem Schluss, dass Menschen aufgrund von Vertrauen gerecht gesprochen werden – ohne dass schon alles geschafft wurde, was die Tora fordert.“ Karin Bornkamm hat diese Übersetzung in den „zeitzeichen“⁷ wie folgt kommentiert: „Die erfolgreiche Bemühung um die Erfüllung der Tora gehört dann eben doch auch dazu, um von Gott Gerechtigkeit zuerkannt zu bekommen. Eine ganze Menge ist eben doch schon geschafft.“ Die emeritierte Theologieprofessorin verweist weiterhin auf Röm 9,32: Die Israeliten haben demnach die Gerechtigkeit vor Gott verfehlt, „weil sie so handelten, als ob aufgrund von Anstrengungen allein ans Ziel zu kommen sei und nicht von Vertrauen.“ Hierzu Bornkamm: „Das aber heißt: ohne Anstrengungen geht es natürlich auch nicht. Dasselbe Bild ergibt sich bei Römer 11,6.“ Was bei Luther dort übersetzt wird mit „nicht aus Verdienst der Werke“, lautet nun: „nicht auf Grund von Anstrengungen allein“. Mit Recht bemerkt Bornkamm dazu: „Das sind schwerwiegende Fragen, sie betreffen das Herzstück des christlichen Glaubens. Hier muss man von einer groben, theologisch irreführenden Abänderung des Textes sprechen, die weder als Übertragung noch gar als Übersetzung tolerabel ist. Hier wird die paulinische Rechtfertigungslehre im Kern verfälscht.“ Mit Blick auf den jüdisch-christlichen Dialog, der solche Verfälschung legitimieren soll, erläutert die „Bibel in gerechter Sprache“ im Anhang: „Jetzt durch Christi Tod und Auferstehung ist der Weg der Gerechtigkeit nach der Tora neu geöffnet“. Angesichts dessen ist es kein Wunder mehr, dass sich auf dem Kirchentag in Köln 2007 Elisabeth Raiser, Vorstandsmitglied selbigen Kirchentages, als Sympathisantin der „Bibel in gerechter Sprache“ deutlich von der Rechtfertigungslehre als einem Kernstück evangelischen Glaubens distanziert hat. Der Boden reformatorischer Theologie ist damit verlassen – im Grunde sogar der Boden jeder ernsthaft christlichen, aufs Neue Testament gestützten Theologie. 2007 ist so gesehen ein Jahr, das im Blick auf das zentrale Glaubensgut der Rechtfertigung durch Jesus Christus Anlass zu ernster kirchlicher Sorge gibt. Sich auf Christus im Leben und Sterben zu verlassen muss darum heutzutage einschließen, innerkirchlichen Tendenzen zur Relativierung, ja Eliminierung der Rechtfertigungslehre theologisch fundiert und entschlossen entgegenzutreten.⁸

7 Vgl. Karin Bornkamm, Vermisst: der Menschensohn. Die „Bibel in gerechter Sprache“: theologisch zweifelhaft, sprachlich missglückt, in: *zeitzeichen* 4/2007, 15–17.

8 Vgl. Werner Thiede, Lasst klare Töne hören, in: *Rheinischer Merkur* 43/2007, 25.

2. Wie steht es im Jahr 2007 um die Zukunftsausrichtung des christlichen Glaubens, also um die Hoffnung, die sich mit dem Namen Jesu Christi verbindet? Auch hier sind Krisenzeichen sichtbar. Umfragen zeigen: Wir sind heute so weit, dass in unserer Gesellschaft der Glaube an Seelenwanderung den christlichen Auferstehungsglauben überflügelt hat.⁹ Was das für unsere abendländische Kultur insgesamt bedeutet, kann man sich ausmalen. Noch mächtiger als der Reinkarnationsglaube mit seiner Karma-Gesetzlichkeit ist im Übrigen hierzulande der Glaube, mit dem Tod sei überhaupt alles aus. Sich auf Jesus Christus im Sterben zu verlassen, wird in diesen Kontexten zu einer besonderen Herausforderung.

Hinzu kommen aber für diese Schwierigkeit auch noch theologische Gründe. Wie nämlich soll Jesus von Nazareth als der Christus gelten, dem die Zukunft gehört, wenn er doch unzweideutig einst den Einbruch des universalen Gottesreiches in unsere Wirklichkeit in großer zeitlicher Nähe erwartet, sich also damit geirrt hat? Fest steht: Das Reich Gottes ist entgegen seiner Verkündigung mitnichten universal hereingebrochen. Und da nützt es auch nichts, wenn Pfarrer Claus Petersen aus Nürnberg in einem Buch die Ansicht verbreitet, das „Reich Gottes“ sei als eine Größe aufzufassen, die immer schon in unserer Welt universal da sei.¹⁰ Nein, das hat weder Jesus von Nazareth gemeint, noch ist es wahr, dass Gottes Herrschaft schon allenthalben gegenwärtig sei. Solch platten Enthusiasmus muss man sich verbitten. Auf unserer Erde geschieht täglich so viel Entsetzliches, wird stündlich so viel gelitten, wird minütlich so viel gestorben, dass die religiöse Annahme einer bereits gegenwärtigen Allherrschaft Gottes zynisch wirken könnte. Nein, wenn Gott universal herrschen, wenn sein Wille überall auf Erden geschehen wird wie im Himmel, dann wird das eine andere Welt sein. Dann ist das eine neue Erde unter einem neuen Himmel. Dann ist das Auferstehung und ewiges Leben statt Wohlstandsgesellschaft und tägliches Sterben. Dann ist da eine umfassende Gerechtigkeit und Liebe anstatt global wachsender Ungerechtigkeit und Lieblosigkeit. Wenn Gottes Herrschaft wirklich kommt, dann und erst dann wird ihre Wirklichkeit unbestreitbar sein, weil sie in ihrer Herrlichkeit allgemein vor Augen sein wird. Sie jetzt schon universal zu behaupten ist allenfalls frommes Heidentum oder grobe Missdeutung der Hoffnung Jesu und der Kirche.

Wenn nun Claus Petersen und seine Freunde so missdeutend mit der Reich-Gottes-Hoffnung Jesu umgehen, dann tun sie das freilich, weil ihnen

9 Dazu näherhin Werner Thiede, *Theologie und Esoterik*, a. a. O. (wie Anm. 2), 3. Teil.

10 Vgl. Claus Petersen, *Die Botschaft Jesu vom Reich Gottes. Aufruf zum Neubeginn*, Stuttgart 2005.

bewusst ist: Als Zukunftshoffnung ist diese Erwartung aufgeklärten Menschen eigentlich nicht mehr zuzumuten. Darum muss man sie umdeuten, koste es, was es wolle. Aber halt! Bevor man sich mit dieser Abwehr der Botschaft Jesu von Nazareth zu sehr im Recht wähnt, höre man zunächst einmal den Aufklärungsphilosophen Immanuel Kant: Er klärt darüber auf, dass alles ethische Verhalten eigentlich nur Sinn macht, wenn man damit rechnet, dass Gott die Zukunft gehört. Moralische Orientierung, also gerade auch der Verzicht auf egoistische Selbstdurchsetzung, gründet bewusst oder unbewusst auf dem Glauben an die Durchsetzungskraft einer letzten Gerechtigkeit. Das „Reich Gottes“ war dementsprechend auch für den aufgeklärten Philosophen Kant ein wichtiger Begriff.¹¹ – Freilich: Auch Kant ist schon lange tot. Wir Heutigen im Jahr 2007 haben den Horizont des Gottesreiches, haben Gott als Horizont unseres Lebens mehr noch als frühere Generationen aus den Augen verloren. Für manche Menschen unserer Zeit heißt der Horizont ihres Daseins überhaupt nur noch „Second Life“ – eine Computerwelt, mit der es aus ist, sobald jemand den Stecker aus der Dose zieht. Aber selbst wenn man sich nicht in solch irrealen Cyberwelten verrannt hat: Ist nicht tatsächlich dem Menschen von heute die wirkliche Zukunft abhandengekommen? Jene Zukunft nämlich, die Gott gehört und darum jeden von uns zutiefst angeht? Uns kümmert im Blick auf die Zukunft vielleicht die Wettervorhersage, eventuell die Rentenreform, möglicherweise die Aktienkurse und, wenn’s spirituell hoch kommt, das Horoskop oder die Astroshow im Esoterik-Sender. Wer aber denkt noch an den letzten, wirklich letztgültigen Horizont, der uns eigentlich der allernächste sein sollte? Ja, der allernächste: weil er tatsächlich der wichtigste, der alles und auch mein eigenes Leben zutiefst bestimmende Horizont ist! Weil auf ihn alles und auch mein eigenes Leben und Sterben unweigerlich zuläuft!

Bedenken wir das, dann macht es plötzlich herzlich wenig aus, wie weit dieser letzte Horizont weg ist. Wenn er mein Ziel und damit meine ureigenste Identität bestimmt, dann steht seine Wichtigkeit fest – unabhängig von messbaren Zeitgrößen. Diese Bedeutsamkeit der letzten Zukunft macht sie für mich ganz nahe. Und deshalb hat sich auch Jesus von Nazareth damit im Grunde keineswegs geirrt. Er hat nichts anderes getan, als Gott und die von ihm bestimmte Zukunft für so wichtig erachtet, dass ihre Bedeutsamkeit und ihre Nähe gleichbedeutend wurden. Gerade so hat er sich als der Christus angemessen verhalten.

11 Siehe insgesamt: Werner Thiede (Hg.), Glauben aus eigener Vernunft? Kants Religionsphilosophie und die Theologie, Göttingen 2004.

Darum gilt: Wem Gott ganz und gar wichtig ist, wer Gott von ganzem Herzen liebt und sich von ihm geliebt weiß, der rechnet mit Gottes Kommen von ganzem Herzen, mit brennendem Herzen! Der sagt wie einst Jesus von Nazareth: Ich weiß nicht, wie zeitlich nah Gottes Herrschaft ist, aber sie kommt gewiss – und darum ist sie von mir und allen Glaubenden nicht weit weg! Wer glaubt, der lebt in Gottes Nähe, was sich auch eben in entsprechenden zeitlichen Bildern und Vorstellungen zum Ausdruck bringen lässt.

Im Grunde ist es doch garantiert so, dass wir alle der Herrschaft des allmächtigen Gottes in einer absehbaren, nämlich höchstens zweistelligen Zahl von Jahren begegnen werden. Vielleicht sogar schon viel eher! Jedenfalls wird es dann sein, wenn uns der Tod dieser sichtbaren Welt enthebt. Freilich: Mehr als jedes andere Zeitalter verführt das unsrige dazu, den Horizont der Ewigkeit abzublenden. Noch nie wurde in einer Gesellschaft der Tod so entschieden tabuisiert wie in den Tagen des modernen Menschen!¹² Nie gab es früher ein solches Ausmaß von Jenseitsflucht, also Flucht vor jener Zukunft, die mit dem Tod beginnt! Aber es hilft alles gar nichts: Niemand wird dem Tod entinnen! Keiner wird jenem Geheimnis entkommen, das sich im Tod auftun wird.

Skeptiker mögen hier einwenden: Der Tod könnte doch das große Nichts sein, einfach das absolute Ende für jedes Individuum. Klar: könnte! Doch dann wird das nie jemand erfahren, weder die Frommen, die sich getäuscht hätten, noch die Skeptiker selbst! Wenn es sich aber anders verhält – und dieses gigantische Universum und jede einzelne Seele deuten doch in diese andere Richtung! –, dann haben die Skeptiker aufs falsche Pferd gesetzt, und alle werden es erfahren. Dann wird mit der letzten Zukunft auch der letzte Sinn aller Dinge offenbar werden; und es wird sich zeigen, wer ihm mehr und wer ihm weniger entsprochen hat. Ja, es wird sich zeigen, wer ihm mit seinem Leben näher war und wer ferner. Darum gilt: Wer in der Nah-Erwartung der Zukunft Gottes und seines Sohnes Jesus Christus lebt, liegt damit nicht so verkehrt wie Menschen, die das nicht tun.

Niemand aber wundere sich, wenn viele Menschen im Jahr 2007 diese Hoffnungsperspektive ablehnen. Diese unvollendete Welt, die wir kennen – sie zeugt nicht unbedingt von Gottes Zukunft. Sie ermutigt oft wenig zum Glauben. Dazu braucht es die Botschaft. Jesus von Nazareth hat sie gebracht. Aber er hat auch das Wort gesprochen: „Wenn der Menschensohn kommen wird, meinst du, er werde Glauben finden auf Erden?“ (Lukas

12 Vgl. Werner Thiede, Tabuisierung des Todes im 21. Jahrhundert? Überlegungen zu einem spätmodernen Kulturphänomen, in: Berliner Theologische Zeitschrift 2/2004, 206–225.

18,8). Der „Menschensohn“ – das ist Jesu Geheimwort für seine Gestalt, wie sie am Ende der Zeit, am Ende der Weltgeschichte allen offenbar werden wird. Kaum wird er, der Richter über alle Welt, Glaubende antreffen, wenn es so weit sein wird. Wohlgemerkt: Jesus hat nicht gesagt, die Kirche werde immer mehr wachsen und größer werden, bis sie eines schönen Tages wie von selbst übergehen werde ins Reich Gottes. Nein, das ist eine kulturprotestantische Phantasie, die mit dem geschichtlichen Jesus nichts zu tun hat. *Krise* des Christusblaubens wird es geben – gerade wenn sein Kommen vielleicht wirklich unmittelbar bevorsteht. Christsein wird alles andere als selbstverständlich sein, wenn die Weltzeit ihrem Ende zugeht; und da werden auch keine kirchlichen Impulspapiere helfen.

Christi Nähe muss aber nicht unbedingt eine zeitliche sein. Ich bin nicht so vermessen, hier Genaueres wissen zu wollen. Aber ich bin erst recht nicht so kühn, das zeitliche Ende der Zeit überhaupt für unmöglich zu halten. Die Naturwissenschaft sagt bekanntlich, das Universum werde in einigen Milliarden Jahren im Kältetod enden. Wäre es so, ginge das niemanden, niemanden etwas an! Es wäre das im Übrigen der Sieg absoluter Sinnlosigkeit. Gibt es aber trotz allen gegenteiligen Anscheins einen Sinn, einen letzten Sinn,¹³ dann ist überhaupt nicht gesagt, dass diese letzte Zukunft eine *ferne* Zukunft ist. Dann kann sie *jederzeit* offenbar werden, vielleicht schon morgen. Ich versuche deshalb, konsequent Christ zu sein, indem ich mit der Zukunft Christi rechne – ohne sie berechnen zu wollen. Ich spekuliere nicht, aber ich blicke auch im Jahr 2007 im Leben und im Sterben auf den kommenden Christus. Bei der Herausforderung, die das heute mehr denn je bedeutet, weiß ich aber auch eine gute Hilfe – und damit komme ich zum letzten Aspekt.

3. In diesem Zusammenhang bietet Paul Gerhardt, dessen wir in diesem Jahr wegen seines 400. Geburtstags schon verschiedentlich gedacht haben, in besonders eindrucksvoller Weise Unterstützung. Ich halte ihn für einen ausgesprochenen Lehrer der christlichen Hoffnung. Mit den Mitteln seiner Poesie kann er noch uns Heutigen beibringen, was es heißt, sich im Leben und Sterben auf Jesus Christus zu verlassen.

Zu einem solch spirituellen Lehrer der Hoffnung ist Paul Gerhardt gerade durch intensive Leiderfahrung herangereift.¹⁴ Er hätte all das Leid in seinem

13 Vgl. Werner Thiede, *Der gekreuzigte Sinn. Eine trinitarische Theodizee*, Gütersloh 2007 (spanische Übersetzung in Vorbereitung).

14 Siehe zum Folgenden: Sven Grosse, *Gott und das Leid in den Liedern Paul Gerhardts*, Göttingen 2001; ferner: Werner Thiede, *Er wollte seine depressive Frau trösten*, in: *Rheinischer Merkur* Nr. 28 (12. 7. 2007), 26.

Leben gar nicht ertragen können, wenn er nicht die frohe, tiefe Gewissheit in sich verspürt hätte, dass die Botschaft von Jesus Christus stimmt, dass sie im Leben und im Sterben stärkt und tröstet. Deshalb sind seine Liedtexte eben nicht nur ästhetisch schön gedichtet, sondern sie sind erfahrungsgesättigt – und gerade auch deshalb überzeugend. Sie vermitteln Trost, der aus existentieller Lebenserfahrung stammt, und Hoffnung, die darum andere kraftvoll trösten kann.¹⁵ Ein Beispiel hierfür wäre Dietrich Bonhoeffer, der aus dem Kontext seiner eigenen Leiderfahrung dankbar von der Wirkkraft der Paul-Gerhardt-Lieder berichtet hat.

Zweifellos hat Paul Gerhardt in seinen Liedern die eigenen schmerzlichen Erfahrungen seiner Biographie spirituell verarbeitet. Schon am Ende seiner Kindheit war er Vollwaise geworden. Nach einigen Jahren erreichten dann die Auswirkungen des Dreißigjährigen Krieges auch sein Hauslehrer-Dasein. Als er 30 Jahre alt war, wurde sein Heimatdorf gebrandschatzt, und sein Geburtshaus ging in Flammen auf. Kurz darauf starb sein Bruder an der Pest. Erst mit 44 Jahren wurde er Pfarrer. Nachdem er schließlich geheiratet hatte, kamen insgesamt fünf Kinder; aber vier davon starben schon im ersten Lebensjahr. Seiner depressiven Ehefrau galten die zärtlich und tröstlich gemeinten Worte eines seiner berühmtesten Lieder: „Geh aus, mein Herz, und suche Freud“! Nach 13 Ehejahren musste er auch seine Gattin beerdigen.

Leidvoll war dann zu alledem jene berufliche Erfahrung, die ihm Abstieg statt Aufstieg brachte und seine dichterische Ader versiegen ließ. Er weigerte sich standhaft in Berlin, einen kurfürstlichen Erlass zu unterzeichnen: Demnach hätte er nämlich Teile der lutherischen Bekenntnisschriften nicht mehr in der ihm von seinem Gewissen vorgeschriebenen Weise gegenüber dem calvinistisch-reformierten Denken vertreten können. Daraufhin verlor er konsequent seine schöne Stellung an einer der Hauptkirchen von Berlin. Bei dieser Auseinandersetzung ging es keineswegs bloß um formale Bekenntnistreue und Paragraphenerfüllung, sondern hintergründig auch um das Festhalten an der lutherisch besonders betonten Gewissheit des christlichen Glaubens. Sich ganz und gar auf Jesus als den Christus im Leben und im Sterben zu verlassen – dazu sah sich Paul Gerhardt befähigt durch den Blick auf Jesu Krippe und Kreuz, also auf den leidenden Gottesknecht, der Gottes Liebe noch unter dem Anschein größter Gottverlassenheit verbürgt. Nur dadurch konnte er selber alles Leiden auf sich nehmen und weisheitlich deuten.

Wunderschön kommt das in einem Vers zum Ausdruck, den das Lied „Wie soll ich dich empfangen“ als 5. Strophe enthält: „Nichts, nichts hat

15 Vgl. Werner Thiede, Gottes Liebe mitten im Schmerz. Paul Gerhardt und das Leiden, in: Evangelisches Sonntagsblatt aus Bayern Nr. 13 (1. 4. 2007), 10.

dich getrieben / zu mir vom Himmelszelt / als das geliebte Lieben, / damit du alle Welt / in ihren tausend Plagen / und großen Jammerlast, / die kein Mund kann aussagen, / so fest umfassen hast.“ Gottes geliebtes Lieben umfängt auch den unaussprechlichsten Schmerz – das ist die Botschaft Paul Gerhardts im Kern, und sie befähigt zum Hoffen! Diese Erkenntnis formuliert der lutherische Theologe aber keineswegs bloß als abstrakte Formel. Er spricht sie vielmehr den einzelnen Menschen in ihrem individuellen Leid zu. Vor allem jedoch spricht er sie dankbar Gott gegenüber aus: „Du zählst, wie oft ein Christe wein, / und was sein Kummer sei; / kein Zähr- und Tränlein ist so klein, / du hebst und legst es bei.“ Paul Gerhardt kündigt in seinen Liedern immer wieder von etwas ganz Verborgenen: von Gottes Einfühlung, vom göttlichen Mitleiden. An dieses himmlische Mitgefühl – das schärft er gerne ein – dürfen und sollen wir Christen hoffnungsvoll im Gebet appellieren. Hingegen kommt die göttliche Empathie dort einfach nicht zum Ziel, wo Menschen meinen, ihr Leid autonom, sozusagen in Eigenverantwortung bewältigen, aus eigener Kraft in die Hand nehmen zu müssen. Paul Gerhardt mahnt: „Was kränkst du dich in deinem Sinn / und grämst dich Tag und Nacht? / Nimm deine Sorg und wirf sie hin / auf den, der dich gemacht.“ Aus seinem berühmten Lied „Befieh du deine Wege“ stammt die eindringliche Formulierung: „Mit Sorgen und mit Grämen / und mit selbsteigner Pein / lässt Gott sich gar nichts nehmen, / es muss erbeten sein.“ Einige Strophen weiter heißt es dann: „Auf, auf, gib deinem Schmerze / und Sorgen gute Nacht, / lass fahren, was das Herze / betrübt und traurig macht; / bist du doch nicht Regente, / der alles führen soll, / Gott sitzt im Regimente / und führet alles wohl.“

Die theologische Aussage, dass Gott im Regiment sitze und alles bestens im Griff habe, weshalb man ihm seine eigenen Wege getrost anempfehlen könne, ist freilich alles andere als unmittelbar einleuchtend. Wir brauchen diesbezüglich keinen Enthusiasmus. Dennoch – was will Paul Gerhardt mit dieser These von Gottes Allmacht eigentlich sagen? Immerhin hat sie ein Mann formuliert, dem Leiderfahrungen von Kindesbeinen an nicht fremd gewesen sind und dessen Lebenszeit bis dahin mit dem gesamten Dreißigjährigen Krieg deckungsgleich gewesen ist! Insofern beeindruckt es mich wenig, wenn Dorothee Sölle gemeint hat, man könne heutzutage das Paul-Gerhardt-Lied „Befieh du deine Wege“ nicht mehr ernsthaft singen. Angesichts der Gräueltaten des Zweiten Weltkriegs und insbesondere auch der Judenvernichtung hat übrigens der jüdische Philosoph Hans Jonas ähnlich gesagt, von Gottes Allmacht könne unmöglich länger die Rede sein. Zum Atheisten ist Jonas deshalb freilich nicht geworden: Er lehrte nun den Mythos von einem Schöpfergott, der auf seine Allmacht für immer verzichtet habe. So

spekuliert er: „Damit Welt sei, entsagte Gott seinem eigenen Sein; er entkleidete sich seiner Gottheit, um sie zurückzuempfangen von der Odyssee der Zeit, beladen mit der Zufallsernte unvorhersehbarer zeitlicher Erfahrung, verklärt oder vielleicht auch entstellt durch sie.“¹⁶ Die Worte „er entkleidete sich seiner Gottheit“ stammen bekanntlich aus dem Neuen Testament, nämlich aus dem 2. Kapitel des Philipperbriefs, wo sie im Blick auf das Kommen des Gottessohnes von seiner himmlischen Wirklichkeit hinab in unsere leidvolle Welt bis hin zum Tod am Kreuz formuliert worden sind. Jonas dagegen sagt solche Selbstentäußerung von dem einen Gott aus, den das Judentum kennt. Er teilt die Unterscheidungen der christlichen Dreifaltigkeitslehre nicht – und kann darum Gottes Allmacht und Kreuzeserfahrungen nicht zusammen denken. Der tiefe Gedanke der göttlichen Selbstentäußerung verliert bei ihm seine trinitarische Absicherung. Was dabei herauskommt, ist ein ewig ohnmächtiger Gott, ist Kreuz ohne Auferstehung, ist göttliches Mitleiden ohne tröstende Wirkung.

Demgegenüber ist es wesentlich tiefer gedacht, an Gottes himmlischer Allmacht festzuhalten, wie das Paul Gerhardt angesichts seiner vielfältigen Leiderfahrung durchaus getan hat. Anders macht christlicher Gottesglaube wenig Sinn. Aber ist es nicht wirklich zu kindlich gedacht, sich Gott „im Regimente“ vorzustellen? Mutet es im Blick auf das vielfältige Leid in unserer Welt nicht geradezu zynisch an, zu behaupten, Gott führe alles wohl? Nun war freilich Paul Gerhardt kein einfältiger Tropf, und seine leid-erprobten, weisheitshaltigen Lieder hätten keine die Jahrhunderte durchdringende spirituelle Tragkraft, würden sie sich bloß in märchenhaften Illusionen von einem alles herrlich regierenden Gott erschöpfen. Der Liederdichter wusste sehr genau, dass Jesus vor Pilatus gesagt hatte: „Mein Reich ist nicht von dieser Welt“. Er wusste, dass der Apostel ausdrücklich gelehrt hatte, Gott werde am Ende „alles in allem“ sein, und ihm war zugleich klar, dass das keine Aussage über den gegenwärtigen Weltzustand war. Lautet nicht die dritte Vaterunser-Bitte „Dein Reich komme“? Keine Frage – unsere Welt ist eben nicht schon identisch mit dem Reich Gottes! Umso wichtiger war Paul Gerhardt die Gewissheit: Auf dieses Kommen des universalen Gottesreiches zielt alles hin. Der lutherische Theologe war überzeugt, dass alles Kreuz dieser Welt auf die Auferstehung der Schöpfung zuläuft. Freilich: Gott ist in seiner Herrlichkeit und Macht bislang verborgen; er hat sich offenkundig ein ganzes Stück verzichtsbereit zurückgenommen, um die

16 Hans Jonas, *Philosophische Untersuchungen und metaphysische Vermutungen*, Frankfurt a. M./Leipzig 1992, 193 f.

Schöpfung sich weithin eigenständig entwickeln zu lassen. Doch der Sinn von allem, das große Ziel ist seine universale Herrschaft, in der einst alles durch ihn, durch sein allmächtiges Eingreifen vollendet werden und bleiben wird.

Christlicher Glaube ist somit identisch mit christlichem Hoffen. Von daher ist es zu verstehen, wenn Paul Gerhardt von Gott aussagt: „Er hat noch niema was versehn / in seinem Regiment, / nein, was er tut und lässt geschehn, / das nimmt ein gutes End.“ Hier ist es im Grunde offensichtlich: Der Liederdichter spricht von „Gottes Regiment“ in Verbindung mit dem Ziel, im Hinblicken auf das Ende, auf das alles zuläuft. Und das wird um Jesu Christi willen ein gutes Ende sein. Der sprichwörtliche Satz „Alles wird gut werden“ ist dort billiger, allzu billiger Trost, wo er rein innerweltlich verstanden wird – als sei das Leben ein Roman mit garantiertem Happy-End. Dieser Satz ist aber dort von spiritueller Tiefe, wo er sich von Gottes Verheißung nährt, wo er jene Sinn Ganzheit im Blick hat, auf die sich christliches Glauben, Hoffen und Lieben seit jeher richtet.

Paul Gerhardt hat die christliche Hoffnungsperspektive konsequent dichterisch umgesetzt. So stammt von ihm die schöne – im neuen Gesangbuch leider nicht mehr abgedruckte – Strophe, die er gegen Ende des Dreißigjährigen Krieges formuliert hat: „Wie’s Gott gefällt, so muss es sein, / zuletzt wird’s dich erfreuen; / was du jetzt nennest Kreuz und Pein, / wird dir zum Trost gedeihen. / Wart in Geduld: / die Gnad und Huld / wird sich doch endlich finden; all Angst und Qual / wird auf einmal / gleichwie ein Dampf verschwinden.“ Darum darf sich der Christ in allem Leid dieses Lebens glaubend auf Jesus Christus verlassen und auf das Offenbarwerden des dreieinen Gottes hoffen: „Es ist ein Ruhetag vorhanden, / da uns unser Gott wird lösen; / er wird uns reißen aus den Banden / dieses Leibs und allem Bösen. / Es wird einmal der Tod herspringen / und aus der Qual uns sämtlich bringen.“

Als es für Paul Gerhardt selbst in seinem 70. Lebensjahr ans Sterben ging, hat er sich – einer späteren Darstellung zufolge – mit Hilfe seiner eigenen Dichtung Trost zugesprochen. Demnach hat sich damals die folgende Liedstrophe in unmittelbarer Todesnähe bewährt, wie sie das in ungezählten anderen Fällen bis heute getan hat. Der Text, den der Sterbende leise gebetet haben soll, lautet: „Kann uns doch kein Tod nicht töten, / sondern reißt / unsern Geist / aus viel tausend Nöten, / schleußt das Tor der bittern Leiden / und macht Bahn, / da man kann / gehn zu Himmelsfreuden.“

Uns Christen im Jahr 2007 kann Paul Gerhardt neu ermuntern, Mut zum ganzheitlichen Blick auf die kommende Vollendung zu entwickeln. In unserer aufgeklärten Kultur haben wir es weithin verlernt, unseren Blick über

die Todesgrenze hinaus zu lenken. Unser Sinnen und Rechnen bezieht sich auf Gesundheit und Heilung statt auf unser ewiges Heil, auf materielle Güter statt auf unvergängliche Schätze, auf irdischen Ruhm statt auf Ruhm bei Gott. Gegen solch heillose Innerweltlichkeit helfen uns die Lieder Paul Gerhardts anzukämpfen. Sie mahnen uns, für die Gesundheit unserer Seele, für das Licht unseres Geistes Sorge zu tragen – und zwar dadurch, dass wir uns nicht von zeitlichen Sorgen oder Freuden die Sinne vernebeln lassen, sondern im Hören auf die Botschaft von Jesus Christus immer wieder neu die Dimension des Ewigen in unser Leben hineinlassen. Gegen das so beliebte Narkotikum platter Diesseitsvertröstung stellt Paul Gerhardt die trostreiche Jenseitsperspektive des christlichen Glaubens – etwa mit jener schönen Strophe aus dem Lied „Die güldne Sonne“: „Kreuz und Elende / das nimmt ein Ende; / nach Meeresbrausen / und Windessausen / leuchtet der Sonnen gewünschtes Gesicht. / Freude in Fülle / und selige Stille / hab ich zu warten / im himmlischen Garten; / dahin sind mein Gedanken gericht.“ Wer so aufs Ziel und damit auf den Sinn des Ganzen ausgerichtet ist, der denkt wirklich ganzheitlich.

Zu solch ganzheitlicher Hoffnung kann die Besinnung auf Paul Gerhardts Liedgut auch die zeitgenössische Theologie neu ermutigen helfen. Viele Jahrzehnte lang haben Theologinnen und Theologen an den Universitäten, in den Kirchen und dann auch an den Gräbern die Lehre vertreten, mit dem Tod sei es ganz und gar aus für den Menschen. Ein größerer Teil dieser Theologen – aber doch auch nur ein Teil von ihnen – pflegt dann hinzuzufügen, dereinst am Jüngsten Tage werde Gott sich an die Toten erinnern und sie aus dem Nichts auferwecken. Mit dieser so genannten Ganztodlehre sollte es theologisch endlich ein Ende haben¹⁷ – und zwar im Namen des Gottes, den Jesus als der Christus bezeugt hat. Dieser Gott lässt uns im Tod nicht untergehen – weder vorläufig noch endgültig! Vielmehr hält er uns gerade dann, wenn es darauf ankommt: Er schenkt uns in seiner göttlichen Treue unvergängliches Leben, wenn uns alles natürliche, irdische Leben verlassen wird. Das hat der Apostel Paulus oft genug zum Ausdruck gebracht, und im Johannesevangelium heißt es unmissverständlich: Wer an Jesus Christus glaubt, wird nimmermehr sterben. Paul Gerhardt steht in der Traditionslinie dieser christlichen Hoffnung, die sich speist aus der Überzeugung: „Gott ist Liebe“. Christen müssen sich nicht schämen, wenn sie mit dem Liederdichter bekennen: „Alles Ding währt seine Zeit, / Gottes Lieb in Ewigkeit.“

17 Vgl. bereits Werner Thiede, Auferstehung der Toten – Hoffnung ohne Attraktivität? Göttingen 1991, 143 ff.

In einer neuen Biographie über Paul Gerhardt nennt ihn Hans-Joachim Beeskow einen „der größten Tröster der Christenheit“. Auch im Jahr 2007 ist die Welt, ist die Christenheit, ist die Kirche keineswegs so beschaffen, dass wir eines solchen Trösters entbehren könnten. In dankbarer Erinnerung an diesen Mann dürfen wir Christen froh unsere Gegenwart bewältigen und zuversichtlich nach vorne blicken, indem wir mit ihm bekennen: „Die Sonne, die mir lachet, / ist mein Herr Jesus Christ. / Das, was mich singen machet, / ist, was im Himmel ist.“

Ich komme zum Schluss: Was heißt es, sich 2007 auf Jesus aus Nazareth als den Christus im Leben und im Sterben zu verlassen? Es heißt heute wie zu allen Zeiten der Kirchengeschichte: an den dreifaltigen Gott glauben, wie er sich in Jesus von Nazareth uns Sterblichen voller Liebe erschlossen hat. Es heißt freilich im Jahr 2007, dies gegen allerlei Widerstände zu tun – wohl gegen mehr Widerstrebendes in Kirche und Gesellschaft, als das seit vielen Jahren der Fall gewesen ist. Aber das ist kein Schaden. Christlicher Glaube wird seiner selbst, wird seiner Substanz und Kraft bewusster, je umkämpfter er ist. Und Christen werden umso dankbarer, je bewusster sie glauben.